Sprache als Leib des Geistes

DEUTSCHE DICHTERINNEN

eine persönliche Auswahl

zusammengestellt von

Djowallin

Inhalt

Charlotte von Ahlefeld | 10
An den Abendstern | 13
Der Sommerregen | 15
Die Nimphe des Rheins | 17
Die Camille unter den Blumen | 38
Andenken der Kindheit | 40
Hoffnung | 42

Sophie Albrecht | 43
An die Freiheit | 45
Nachts | 47
Wenn er es gewesen wäre | 48
Der letzte Abend im Vaterlande | 49
An die Träume | 52
Das höfliche Gespenst | 53
Bitte an Winde und Wellen | 119
Im Sommer| 120

Bettina von Arnim | 121
Auf diesem Hügel überseh ich meine Welt | 126
Das Lied vom Hemdchen | 127
Wer sich der Einsamkeit ergibt | 129
Die blinde Königstochter | 130
Das Königslied | 132
Der Vulkan | 136
Abdalas Leuchter | 139
Lieblingsplätzchen | 140
Eilt die Sonne... | 142
Das Abendrot am Strand hinzieht | 144
Hans ohne Bart | 145
Eros | 149

Louise Franziska Aston | 152
Die wilde Rose | 155
Lebensmotto | 156
Hinaus! | 158
Im October | 159
Harmonie | 160
In Potsdam | 162
Nachtphantasien | 163
Kerker-Phantasie | 165
Ein heiliges Fest | 167
Flucht | 169

Ada Christen | 171
Abendbild | 173
Ich lausche lange oft in einer Ecke | 174
Menschen | 175
Einst | 176
Nur Du allein | 177
Auf den Bergen | 178
Bitte | 179
Abschied | 180
Wiedersehen | 182
Auf dem Markusplatze | 183
Am Teich | 184
Schatten | 185
Herzblut | 186
In der Kunstaustellung | 193
Visionen | 194

Annette von Droste-Hülshoff | 195
Ungastlich oder nicht? | 200
Wo ist die Hand so zart, daß ohne Irren | 203
An meine Mutter | 204
Die Stadt und der Dom | 205

An die Schriftstellerinnen in Deutschland und Frankreich | 210
Vergissmeinnicht | 213
Am Turme | 214
Das alte Schloß | 216
Die Gaben | 218
Vor vierzig Jahren | 220
Mondesaufgang | 223
Letzte Worte | 225
Aus den Heidebildern | 226
Die Linde | 227
Der Hünenstein | 228
Lebt wohl | 231

Marie von Ebner-Eschenbach | 234
Der Gedanke an die Vergänglichkeit | 238
Grenzen der Liebe | 239
Der gute Mond | 240
Die Erdbeerfrau | 279
Einen Menschen wissen... | 284
Herz und Verstand | 285
Weltherrschaft der Dummheit | 286
Lebenszweck | 287
Die Spitzin | 288

Karoline von Günderrode | 303
Ist Alles stumm und leer | 305
Zwei Augen wie Sterne | 307
Der Luftschiffer | 308
Novalis | 309
Der Dom zu Köln | 311
Der Traurende und die Elfen | 313
Briefe zweier Freunde | 315
Liebst du das Dunkel... | 330

Der Kuss im Traume | 331
Die Töne | 332
Wild verwirrt sind mir die Sinne | 333
Des Wandrers Niederfahrt | 334

Luise Hensel | 339
Müde bin ich | 343
Kein Frühling mehr | 344
Abschied von der mütterlichen Freundin | 345
Antwort | 347
Kindeslallen | 349
Sursum Corda! | 351
Beim Lesen der heiligen Schrift | 352
Später Frieden | 354
Rastlos | 355
In einer Dorfkirche | 356
Unbegreiflich | 357
Anne Marie | 358
Mein Emmaus | 361

Ricarda Octavia Huch | 364
Frühling | 367
Herbst | 368
Tief in den Himmel verklingt | 369
Eine Melodie | 370
November | 371
Natur und Geist als die Wurzeln
des Lebens und der Kunst | 372
Von allen Zweigen perlt der goldne Schaum | 447
Die Lebensalter | 448
Wo hast du all die Schönheit | 450
Still vom Frühlingsabendhimmel | 451

Else Lasker-Schüler | 454
Mein blaues Klavier | 457
Herzkirschen waren meine Lippen beid' | 458
Mein Herz ruht müde | 459
Eifersucht | 460
Zur Kindheit | 461
Karl Kraus | 462
Nachklänge | 465
Weltende | 466
Weltflucht | 466
Oskar Kokoschka | 467
Erfüllung | 469
An mein Kind | 470
Heimlich zur Nacht | 472

Betty Paoli | 473
Das Entscheidende | 476
Wintertraum | 477
Im Herbst | 478
Metamorphosen | 479
Kein Gedicht | 480
Ein Abendgang | 484
Verstimmung | 487
Dein Auge | 488
Den Vergessenen | 489
Innerer Tod | 490
Der Orient | 492
Richtige Deutung | 494
Nimm dich zusammen! | 495
Wenn wir am Ende unsrer Bahn | 496
Auf Helgoland | 497
Frage | 499

Luise von Plönnies | 503
Sonette | 504
Auf der Eisenbahn | 509
Tinctura Thebaica | 510
Zwei Bäume | 513
Es schaute in die Wogen | 514
Glas | 515
Der goldne Stern | 520
Sie ist herauf gestiegen | 521
Wo weilest du? | 523

Anna Ritter | 526
Weihnachtszeit | 529
Einsamkeit | 531
Wonne der Sturmnacht | 532
Abend | 533
Die kleine Beerensucherin | 534
Arbeit und Sehnsucht | 535
Sommerfäden | 536
Der neidische Mond | 537
Traumglück | 538
Und um die Holzbank duftete der Flieder | 539
Eine Stimme | 540
Am See | 541
Die Windsbraut | 543
Überraschende Bekanntschaft | 545
Der Tempel der Einsamkeit | 546
Beim Weine | 547
Winterschlaf | 548
Die Glocke des Glücks | 548
Heimkehr | 549

Marianne von Willemer | 553
Suleika | 554
Das Heidelberger Schloß | 555
Zu den Kleinen zähl ich mich | 557
Erste Silbe | 558
Zweite Silbe | 559
Wie mit innigstem Behagen... | 560
Zarter Blumen reich Gewinde... | 561

Charlotte von Ahlefeld

Geboren am 6. Dezember 1781 in Stedten bei Weimar
Gestorben am 27. Juli 1849 in Teplitz

Ahlefeld, Charlotte von – geb. von Seebach, eine unserer beliebten Schriftstellerinnen, die teils unter dem Namen Elise Selbig, Natalie oder unter der Chiffer C. namentlich der weiblichen Lesewelt vorteilhaft bekannt ist. Mehrere ihrer besten Erzeugnisse sind anonym erschienen.

Sie wurde 1781 zu Stedten bei Weimar geboren, und vermählte sich 1798 mit dem holstein'schen Gutsbesitzer J. R. v. Ahlefeld.

Schon in ihrem zehnten Lebensjahr versuchte sie sich in schriftstellerischen Aufsätzen, welchen Goethe einen aufmunternden Beifall schenkte. Ihr Roman »Liebe und Trennung« wurde in ihrem 16. Lebensjahre geschrieben; später gab sie, von Woltmann aufgefordert, unter dem Namen Natalie ihre Gedichte heraus, welche beim Publikum und den Kritikern eine gleich beifällige und ehrenvolle Aufnahme fanden.

Sie lebte an der Seite ihres Gemahls auf dessen Gütern im Holstein'schen, unsern der Ostsee, machte einige Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Österreich, worüber sie lesenswerte Tagebücher dem Drucke übergab und hat seit mehreren Jahren Weimar zu ihrem Aufenthaltsorte gewählt.

Ihre späteren, noch jetzt sehr beliebten Romane: »Erna,« »Felicitas,« »Die Stiefsöhne,« »Römhildstift« etc. entstanden größtenteils in der romantischen Einsamkeit der Seeufer oder in dem reizenden Weimar, das damals noch der Sitz alles Großen und Schönen war. Den Erlös ihrer schriftstellerischen Arbeiten verwendet sie mit vieler Uneigennützigkeit zur Erziehung und Heranbildung einiger Pflegeempfohlenen, denen sie aus dem edelsten Drange eine zweite Mutter geworden, so wie die Armen Weimars durch ihre einflussreiche Fürsprache in ihr eine milde Wohltäterin verehren, die mit seltener Bescheidenheit im Stillen wirkt.

Ihre Schriften zeichnen sich durch einen korrekten, klaren Stil, Einfachheit der Erfindung, Wärme des Gefühls, Natürlichkeit und Entfernung von aller Bizarrerie, welche man leider vielen Dichterinnen der neuern Zeit vorwerfen muss, vorteilhaft aus. Edle, zarte Weiblichkeit und innige Religiosität bilden die Grundlage und die hervortretendsten Züge in ihren Darstellungen. Ihr Talent, weniger glänzend als anziehend, offenbart sich auch in einer Vielseitigkeit der Darstellung, wovon ihre Reiseskizzen Beweis liefern. Ihre Popularität und Anerkennung wäre größer, wenn sie unter einem bestimmten Namen weniger schüchtern aufgetreten wäre, und durch Beibehaltung derselben Schriftstellerfirma offen auf jene Anspruch gemacht hätte.

Charlotte von Ahlefeld verstarb am 27 Juli 1849 in Teplitz

Quelle: ***Lifedays***

An den Abendstern

Du blickst so lächelnd auf mich nieder,
Du heller, lieber Abendstern,
Als hörtest Du die leisen Lieder
Der ahnungsvollen Schwermuth gern.

Wenn alles schläft, erweckt die Feier
Der stillen Nacht wie Melodie
Der Sehnsucht Klage, und ihr Schleier
Verräth die heißen Thränen nie.

Dann strahlst Du, holder Himmelsfunken,
Mir Trost in's kranke Herz herab,
Und es ersteht mir, wonnetrunken,
Die Hoffnung aus der Zeiten Grab.

Oft schon, wenn ich mit heißem Sehnen
Begrüßte meiner Liebe Bild,
Da lachtest Du in meine Thränen
Und machtest meinen Kummer mild.

Oft, wenn ich mich des Lebens freute,
Da folgte Himmels blauer Weite,
Wie Freundesblick, Dein Silberschein.

Und es bewegte ernst und leise
Mit wunderbarer Ahnung mich,
Wenn in dem ewig festen Gleise
Dein reiner Schimmer still erblich.

Du schienest dann mir zuzuwinken:
„Leb' wohl, bis wir uns wiedersehn!
„Jetzt muß mein letztes, mattes Blinken
„Im Morgenduste untergehn!"

Noch weilt mein Auge mit Vertrauen
Auf Deinem hohen, fernen Licht;
O möchtest Du doch ahnend schauen,
Was seine stumme Bitte spricht.

Wenn Er – Du weißt ja, wen ich meine -
Sein Auge still zu Dir erhebt,
So grüß' ihn mit dem schönsten Scheine,
Daß freudiger sein Herz erbebt.

Und strahl' ihm süßen, reinen Frieden;
Ach nimm den meinigen dazu!
Und ist ihm einst ein Schmerz beschieden,
So glänz' ihm Hoffnung, Muth und Ruh.

Und stets, Du freundlichster der Sterne,
Erheitre ihn mit Deinem Licht,
Und sag' ihm leis': auch in der Ferne
Vergißt Dich Deine Freundin nicht!

Der Sommerregen

Wie milde säuselst Du, o kühler Regen,
Auf die verschmachtende, verbleichte Flur.
Dein längst so heiss, so bang erflehter Seegen,
Erfrischt die ganze seufzende Natur,
Und neu gestärkt erheben Gras und Bäume
Die matten Häupter in der Lüfte Räume.

Der Sonne Gluth schien alles zu verzehren;
Es welkte still dahin der Blumen Glanz.
Die Pflanzen neigten sich – ein allgemein Verheeren
Bedrohte selbst der Wälder dunklen Kranz,
Und brennend schien in ihrer dumpfen Schwüle
Die schwere Luft dem lechzenden Gefühle.

Da strömtest Du, aus höhern Regionen
Zur Labung freundlich uns herabgesandt,
Die kühlen Perlen, die in Millionen
Voll heissen Durstes trank das dürre Land.
Wie gute Geister wehen durch die Fluren
Der neuen Lust und der Erquickung Spuren.

So mildert gern den heissen Brand der Schmerzen,
Der uns im Lauf des Lebens oft versengt,
Der Thränen Thau, der sanft aus unsern Herzen
Das bittre Gift verschlossnen Grames drängt,
Und Lindrung bringen uns der Wehmuth Gaben,
Indem sie still den bangen Busen laben.

O netzt auch mir das Auge, das so dunkel
Nur öde Wüsten steinigt vor sich sieht,
Und dem der Hoffnung goldnes Sterngefunkel
In unerreichbar weite Ferne flieht.
Ach, wie der matten Flur ein frischer Regen,
Sind Thränen meinem kranken Herzen Seegen.

Bettina von Arnim

Geboren am 4. April 1785 in Frankfurt am Main
Gestorben am 20. Januar 1859 in Berlin

Bettina von Arnim, geborene Anna Elisabeth Brentano, wurde am 4. April 1785 als Tochter des Kaufmanns Peter Anton Brentano und der Maximiliane Brentano in Frankfurt/Main geboren.

Bettina von Arnim besuchte nach dem Tod ihrer Mutter ab 1794 das Pensionat des Ursulinenklosters in Fritzlar. Ab 1797 wurde sie von ihrer Großmutter Sophie von La Roche, einer erfolgreichen Schriftstellerin des ausgehenden 18. Jahrhunderts, in Offenbach erzogen.

Bereits dort hatte die Arnim durch den Kreis der Großmutter rege Kontakte zu Künstlern, Intellektuellen und Gelehrten, durch die sie angeregt wurde. In Marburg bei ihrer Schwester Gunda Savigny lernte sie Karoline von Günderrode, die spätere Schriftstellerin, kennen. Seit 1802 lebte sie hauptsächlich in Frankfurt/M. und pflegte enge Kontakte zu ihrem Bruder Clemens Brentano, aber auch zu Karoline von Günderrode, zur Mutter von Johann Wolfgang von Goethe sowie zu ihm selbst.

Sie besuchte Johann Wolfgang von Goethe insgesamt dreimal – 1807, 1810 und 1811 – in Weimar. Dieser Umkreis blieb prägend für ihre Entwicklung und ihre spätere

Schriftstellerei. 1802 lernte sie über ihren Bruder ihren späteren Mann Achim von Arnim kennen. 1811 heirateten die beiden und hatten insgesamt sieben zwischen 1812 und 1827 geborene Kinder. 1814 siedelte die Familie auf das Gut Wiepersdorf von Achim von Arnim. Da Bettina von Arnim den großstädtischen Kontakte liebte, kehrte sie mit den Kindern 1817 wieder nach Berlin zurück. Ihr Mann verbrachte einen Teil der Zeit auf dem Gut, um es zu bewirtschaften. Bettina von Arnim wurde erst mit dem Tod ihres Mannes mit 50 Jahren schriftstellerisch tätig.

Ihr erstes Werk „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (1835) ist ein phantasiereich geschriebener Briefwechsel mit Johann Wolfgang von Goethe beziehungsweise seiner Mutter, den sie in freier Bearbeitung oder mit eigenen Zusätzen gestaltete. Dieser Art Literatur folgten weitere Briefromane über Karoline von Günderrode als „Die Günderrode" (1840) und über ihrem Bruder Clemens Brentano als „Clemens Brentanos Frühlingskranz" (1844). Darin verarbeitet sie die für sie drei wichtigsten Kontakte und ihre weitere persönliche Entwicklung vor ihrer Ehe. 1843 erschien der Titel „Dieses Buch gehört dem König", das sie dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV. widmete.

Darin thematisiert sie in erfundenen Gesprächen soziale Probleme im preußischen Staat. Das Werk steht in der Linie ihres schon sehr früh unangepassten Benehmens, das häufig von Zeitgenossen dokumentiert wurde. Karl Gutzkow, der Dichter des Jungen Deutschlands, nahm das mutige sozialkritische Werk positiv auf. In seiner

Rezension erwähnt er eine damalige gesellschaftliche Realität, die auch die Rolle der Frau in der Gesellschaft beleuchtet. Ein solches offenes soziales Engagement „durfte nur ein Weib sagen, was jeden Mann hinter Schloß und Riegel würde gebracht haben." 1844 begann Bettina von Arnim die Vorarbeiten zu ihrem „Armenbuch", das nicht nur das Elend im preußischen Staat kritisch dokumentieren sollte, sondern auch dessen Ursachen.

Bei der öffentlichen Recherche nach Material wurde ihr dann von Staatsseite vorgeworfen, den Aufstand der schlesischen Weber dadurch mitangeschürt zu haben. Sie brach enttäuscht die Arbeiten dazu ab, auch in Aussicht auf ein Druckverbot. Die verfassten Vorarbeiten wurden dann erst 1962 veröffentlicht. Die sozial Engagierte setzte sich für Cholerakranke in Berlin ein und pflegte sie selbst während der Epidemie von 1831 in den Berliner Elendsvierteln. Sie ließ sich aber durch die von oben gesteuerten Behelligungen nicht abhalten im Weitermachen in ihrem sowohl literarischen als auch praktischen Engagement für mehr soziale Gerechtigkeit. Ihre abendlichen Veranstaltungen mit demokratisch Gleichgesinnten hielt sie aufrecht.

Weiterhin unterstützte sie in sozialer und karitativer Mission Hilfsbedürftige und politisch unterdrückte Zeitgenossen im In- und Ausland. So verwendete sie sich beim preußischen König für den Kommunisten Friedrich Wilhelm Schloeffel, für den polnischen Freiheitskämpfer Mieroslawski und 1849 für den Dichter Gottfried Kinkel, der zum Tode verurteilt war. Sie setzte sich ein für das Selbstbestimmungsrecht von Polen und wandte sich

damit gegen die militärische Einmischung Preußens von 1848. Für die von ihren Professorenposten enthobenen Brüder Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, die zu den berühmten „Göttinger Sieben" Professoren gehören, hielt sie Fürsprache beim preußischen König Friedrich Wilhelm IV.

Auch für die Rechte von Frauen wurde sie aktiv. 1852 wurde das „Königsbuch" fortgesetzt als „Gespräche mit Dämonen", die jedoch weit weniger erfolgreich waren als der Anfangstitel.

Bettina von Arnim starb am 20. Januar 1859 in Berlin.

Quelle: ***Who's Who***

Auf diesem Hügel überseh ich meine Welt

Auf diesem Hügel überseh ich meine Welt!
Hinab ins Tal, mit Rasen sanft begleitet,
Vom Weg durchzogen, der hinüber leitet,
Das weiße Haus inmitten aufgestellt,
Was ist's, worin sich hier der Sinn gefällt?

Auf diesem Hügel überseh ich meine Welt!
Erstieg ich auch der Länder steilste Höhen,
Von wo ich könnt die Schiffe fahren sehen
Und Städte fern und nah von Bergen stolz umstellt,
Nichts ist's, was mir den Blick gefesselt hält.

Auf diesem Hügel überseh ich meine Welt!
Und könnt ich Paradiese überschauen,
Ich sehnte mich zurück nach jenen Auen,
Wo Deines Daches Zinne meinem Blick sich stellt,
Denn der allein umgrenzet meine Welt.

Das Lied vom Hemdchen

Die Sonne stand wohl auf
Des Morgens um halber vier.
Sie zog ihr Hemdlein aus
Und hängt es an die Tür.

Herfür trat sie an Strom
Und bad't sich ganz darein,
Am ganzen Leibe schön
Wie eine Perle fein.

Alsdann ging sie von danne
Wohl über Berg und Tal,
Bis daß sie endlich kame
An einen hellgrünen Wald.

Im Wald da floß ein Bächelein,
Das hat gesehen
Ein weiß und rot schön Jungfräulein
Ganz ohne Röcklein stehen.

Da kam ein junger Knab,
Der sprach: »Ei wohl fürwahr,
Du tust dein Hemdlein ab
Beim hellen lichten Tag.«

»Mein Hemdlein kann ich lassen,
Ich war ja ganz allein.
Wenn du willst mit mir spaßen,
Nehm ich mein Hemdelein.«

»Dein Leben will ich dir nehmen«,
So sprach der junge Knab,
»Du sollst mir nimmer buhlen
Wohl mit dem jungen Tag.

Ich halt dich mit den Händen,
Drück tot dein Herzelein,
Daß du magst nimmer wenden
Die Augen zum klaren Schein.«

Als dies die Sonne tat schauen,
Da eilt sie schnell davon
Wohl über Berg und Täler,
Bis sie nach Hause kam.

Sie hängt ihr Hemdelein ab,
Sie hängt ihr Hemdelein um,
Daß wenn mein junger Buhler kommt,
Mich nimmer bringet um.

Nun liegt die Sach ganz klar am Tag,
Die Welt ist Nebels voll,
Kein Kraut, kein Wein geraten mag,
Die Jungfern wissen's wohl.

Wer sich der Einsamkeit ergibt

„Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach der ist bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein."

Wer sich dem Weltgewühl ergibt,
Der ist zwar nie allein.
Doch was er lebt und was er liebt,
Es wird wohl nimmer sein.

Nur wer der Muse hin sich gibt,
Der weilet gern allein,
Er ahnt, daß sie ihn wieder liebt,
Von ihm geliebt will sein.

Sie kränzt den Becher und Altar,
Vergöttlicht Lust und Pein.
Was sie ihm gibt, es ist so wahr,
Gewährt ein ewig Sein.

Es blühet hell in seiner Brust
Der Lebensflamme Schein.
Im Himmlischen ist ihm bewußt
Das reine irdsche Sein.

Die blinde Königstochter

Ein König hatte eine sehr schöne, aber blinde Tochter. Er hatte sein Schloß in den vogesischen Gebirgen, die Ruine steht noch, aber den Namen des Königs wie den der Tochter hab ich vergessen. In diese verliebte sich ein Page, eines großen Fürsten Sohn. Da er nun aufgewachsen war, so mußte er zu seinem Vater zurück und mit ihm in den Krieg ziehen. Ehe er Abschied nimmt, gesteht er der jungen Prinzessin seine Liebe.

Da er nun schon eine Weile weg war, hörte der König von einem Einsiedler, den man den heiligen Bruder nennt, und welcher schon viele Wunder durch sein Gebet bewirkt hat. Er gedenkt, daß dieser wohl auch seiner geliebten Tochter helfen könne, er ließ also alles zur Reise bereiten und suchte den Einsiedler im Walde auf. Der Einsiedler war in selbiger Nacht im Gebet begriffen, da er einen fernen Lärmen hörte; er weckte seinen Waldbruder auf, und beteten beide fleißig in freier Nacht im Mondenschein. Da aber der Lärm immer näher kam, so versteckten sie sich in die Hütten und beteten fleißig.

Nun kam der König mit vielem Gefolg und Lichtern vor die Tür des Einsiedlers. Dieser meint, es sei der Teufel, und wollt ihn nicht einlassen, bis er ihn seine Sünden beichten gehört und ihm den Ablaß erteilt und der König ihm auch versprochen, sich der Welt Freuden zu enthalten. Da er ihm nun sein Anliegen gesagt hatte, so verharrte der heilige Bruder in stetem Gebet, bis der erste Sonnenstrahl hervorbrach. Da legte er der Königstochter die Hände auf das Haupt, und sie ward wieder

sehend. Beinah zu gleicher Zeit kam ihr Geliebter wieder aus dem Feld zurück und zog durch den selbigen Wald. Die Prinzessin ging hin, um den Zug zu sehen; sie kannte aber ihren Geliebten, der auf einem schönen weißen Pferd ritt, mit vielen Zeichen des Siegs umgeben, und dem alles zujauchzte, nicht. Da er sie aber sieht, erschreckt ihn die Freude so gewaltig, daß er tot vom Pferd sinkt. Sie ward eine Klosterfrau oder Einsiedlerin.

Lebt wohl

Lebt wohl, es kann nicht anders sein!
Spannt flatternd eure Segel aus,
Laßt mich in meinem Schloß allein,
Im öden geisterhaften Haus.

Lebt wohl und nehmt mein Herz mit euch
Und meinen letzten Sonnenstrahl;
Er scheide, scheide nur sogleich,
Denn scheiden muß er doch einmal.

Laßt mich an meines Seees Bord,
Mich schaukelnd mit der Wellen Strich,
Allein mit meinem Zauberwort,
Dem Alpengeist und meinem Ich.

Verlassen, aber einsam nicht,
Erschüttert, aber nicht zerdrückt,
Solange noch das heil' ge Licht
Auf mich mit Liebesaugen blickt.

Solange mir der frische Wald
Aus jedem Blatt Gesänge rauscht,
Aus jeder Klippe, jedem Spalt
Befreundet mir der Elfe lauscht.

Solange noch der Arm sich frei
Und waltend mir zum Äther streckt
Und jedes wilden Geiers Schrei
In mir die wilde Muse weckt.

Lyrische Gedichte sind
Aphorismen der Gefühle.

Carl Ludwig Schleich

Wenn man manche Gedichte
in Musik setzt, warum setzt man sie
nicht in Poesie?

Novalis

Marie von Ebner-Eschenbach

Geboren am 13. September 1830 auf Schloß Zdislavice
Gestorben am 12. März 1916 in Wien

Am 13. September 1830 wurde Marie von Ebner-Eschenbach als Baroneß Dubsky auf Schloß Zdislavice bei Kremsier in Mähren geboren.

Sie stammte väterlicherseits aus altösterreichischem, mütterlicherseits aus norddeutsch-protestantischem Geschlecht. Sie verlor ihre Mutter kurz nach ihrer Geburt, ihre erste Stiefmutter als Siebenjährige. Als sie zehn Jahre alt war, heiratete ihr Vater in dritter Ehe eine hochgebildete Frau, die das schriftstellerische Talent ihrer Stieftochter erkannte und förderte.

Durch sie lernte Marie u.a. Friedrich von Schiller und Franz Grillparzer kennen. 1848 heiratete sie ihren Vetter Moritz v. Ebner-Eschenbach, Professor an der Ingenieur-Akademie in Wien, später Feldmarschalleutnant und Mitglied der Akademie der Wissenschaften; die Ehe blieb kinderlos. Sie lebten 1848 bis 1850 in Wien, bis 1856 in Klosterbruck bei Znaim, danach in Wien und Zdislawic.

Sie hatte schon als kleines Mädchen gedichtet. Da sie eine französische Erzieherin hatte, waren ihre ersten Verse auch in dieser Sprache abgefasst. Früh hat sie auch das entdeckt, was man die soziale Frage nannte. Das Engagement für die „kleinen Leut", für die Armen, die

Unterdrückten, beherrscht auch fast alle ihre Schriften. Bald nach ihrer Eheschließung begann sie, systematisch deutsche Grammatik zu studieren; ihren Erzählungen und Romanen liegen nicht nur Intuition, sondern auch erarbeitete Milieuschilderung zugrunde.

Sie versuchte sich anfangs als Dramatikerin, doch „Das Waldfräulein" (Uraufführung 1873) stieß aufgrund der darin geübten Adelskritik auf Ablehnung. In der Folge wandte sie sich der Prosa zu. Bekannt wurde sie mit der Künstlernovelle „Ein Spätgeborener" (1875); es folgten die erste große Erzählung „Božena" (1876) und „Dorf- und Schlossgeschichten" (1883), die ihre bekanntesten Erzählungen („Der Kreisphysikus", „Krambambuli") enthalten.

In ihrer Geisteshaltung der österreichischen Spätaufklärung verpflichtet, schildert sie in ihren Erzählungen vor allem das Schicksal von Außenseitern und Angehörigen der sozialen Unterschicht, gleichzeitig übt sie scharfe Kritik an der Adelsgesellschaft. Bekannt wurde Ebner-Eschenbach auch durch ihre geistreichen Aphorismen (Weisheit des Herzens, 1948).

In ihren literarischen Werken wird die Phantasie freilich durch Sachkenntnis ergänzt – so ist heute im Wiener Uhrenmuseum ihre Chronometersammlung zu sehen, die wesentlich mit der Erzählung „Lotti, die Uhrmacherin" zu tun hat (sie absolvierte auch eine Uhrmacher-Ausbildung).

1898 erhielt sie das Ehrenkreuz für Kunst und Literatur

und 1900 das Ehrendoktorat der Universität Wien; ihre Schrifttafel von Robert Weigl steht für die einzige einer Frau im Arkadenhof der Universität Wien.

Marie von Ebner-Eschenbach ist am 12. März 1916 gestorben und in der Familiengruft der Grafen Dubsky in Zdislawitz (Zdislavice) beigesetzt worden.

Quelle: ***Austria-Forum***

Der Gedanke an die Vergänglichkeit

**Der Gedanke an die Vergänglichkeit
aller irdischen Dinge
ist ein Quell unendlichen Leids -
und ein Quell unendlichen Trostes.**

Grenzen der Liebe

Alles kann Liebe:
zürnen und zagen,
leiden und wagen,
demütig werben,
töten, verderben,
alles kann Liebe.

Alles kann Liebe:
lachend entbehren,
weinend gewähren,
heißes Verlangen
nähren in bangen,
in einsamen Tagen -
alles kann Liebe -
nur nicht entsagen!

Die Erdbeerfrau

»A loadis Erdbeer-Jahr, natürli, gel!
Am Benno-Tag, der Frost, der hats dawischt!«
Sprach sie mich an und lächelte dazu
mit welkem Mund und wasserblauen Augen,
so harmlos wie ein Kind, die dürre Alte.
»Recht schlimm für uns, und schlimmer noch für Euch«,
erwidert' ich, »Ihr kommt um den Verdienst,
den besten wohl im Sommer.«

»I? No wissns, geits ihrer weni, werns halt besser zahlt,
die Erdbeer, gar die schöni, ausm Gstoan,
wie ebba selli da!«

Sie rückt' hinweg
den Deckel ihres Korbs, und drinnen lagen
auf Tannenreislein und auf frischen Blättern
Erdbeeren duftend und so purpurrot,
daß schon ihr Anblick eine Labung war.
Der Alten bot er wahren Hochgenuß:
»Die wachsn aufn Staufn, in die Schluchtn«,
sagt sie und hebt voll Finderstolz ihr Körbchen.

Ich hätte seinen Inhalt gern erworben;
er war verkauft. Vom Berge kam die Frau,
nach langem Tagewerk, war hungrig jetzt,
ein wenig müd und sehnte sich nach Hause.
»Es warten Eure Kinder«, meinte ich,
»und Enkel dort auf Euch.«

»Auf mi wart koas,
i bin alloa«, gab sie zerstreut zurück,
und mit der Rechten ihre Augen deckend
blickt' in die Sonne sie, die goldig flutend
soeben hinter Bergeshöhn versank.

»Da schaugns hin, zum Zwisl schaugns hin,
da bin i morgn um die Zeit scho gwest
gon Abnd hoaßts zur Alm no auffikrabin,
im Heubüh drobn schlaft ma woltern guat
und fruh um zwoa gehts ani scho in d'Staudn.

Gsund bin i, Gott sei Dank!«, schloß sie vergnügt,
und zwinkert' nach den glutumsäumten Bergen
voll Liebe hin, »und hon aa koani Sorgn.«
»Im Sommer, doch wie sieht's im Winter aus?«
»Mit Gottes Gnad, halt so, a bißl wiescht,
ma hofft halt immer, daß bal Frühling wird.
An Oaschicks bringt ihm scho so kloanweis furt.«
»Das ist der Trost der Einsamen,« sagt' ich,
»wie Ihr es seid, vielleicht von jeher wart?«

Gutmütig, heitren Spotts zuckt sie die Achseln.
Ob meines Irrtums. »Na, von jeher nit,
i hon amal a schöns Awesn gheit'
an braven Mo, fünf Kinder - ja amal!«
»Fünf Kinder? Hab und Gut? Und steht allein
und arm jetzt in der Welt? ... Wie ging das zu?«
»No, schiefri ebba. , s Unglück hat uns hoamgsucht,
verbrunna san mer aa«, gab sie zur Antwort
und schien zu denken: Ei, was kümmert's dich?
Doch mählich eines Bessern sich besinnend,
hob leise seufzend sie von neuem an:
»Vor dreizehn Jahren - wartens - na, vor achtzehn,
ja wirkli, achtzehn - wie die Zeit vergeht!
Da is bei uns das großi Feuer gwest.
In d'Tenna eigschlagn hat der Blitz vom Himmi -
und voll mit Troad wies war, so is verbrunnen,
und aa der Mo, sechs Küh, zwoa Kinder, alls
verbrunna.«

»Wie? Verbrannt?!«

»Ja, ja, verbrennt.
Mi selba hat der Nachbar no am Zopf,
der damal armsdick war - wer möcht dees glaubn? -
herauszerrt aus die lichtrlohn Flammen.
Die Gloabiger hon si den Grund biholten,
und wiar i gangn, wiar i gstandn bin,
so bin i von der Brandgstätt weiterzogn.«
»Mit Euren Kindern?«

»Jo, mit denen drei,
die übri bliebn san, zwoa Diendln und

an kloan Buebn«, entgegnet sie gelassen.
»Und dann? Wie habt Ihr dann Euch fortgeholfen?«
Sie hob den Kopf empor: »No, ehrli halt.
Viel garbeit, viel, und aa a bißl bet,
a bißl nur, denn damaln, wissens, Frau,
da war i bös mit unsern lieben Herrgott,
und bins aa blieben no a lange Weil,
denn oans vo meini Diendl is schlecht gratn
und leit da draußn vor der Kirchhofmauer,
i mach en Umweg, mueß i dort vorbi.«
»Die zweite aber? - die?«

»Die hat an Bauern,
in Hammerau, an reichn, is versorgt.«
»Und sorgt für ihre Mutter, will ich hoffen.«
»Für mi? Was denkens denn? Si hat den Mo,
hat ihm ins Haus koan roti Heller bracht
und wird aa koanen naustragn - dees hoff i!«
»Und Euer Sohn?«

»Seidat war'r, Schandarm ...
I sag, er war, jetzunder is er tot,
erschossn von die Pascher an der Grenz.
Im letzten Hirgscht hon i di Nachricht kriegt.«
Sie sprach es langsam, leise, unbewegt,
sann nach ein Weilchen; wie ein Lichtstrahl flog's
erhellend freudig über ihr Gesicht.
»Der is mit mir gar oft in d'Erdbeer ganga
wier er a Bua no war und später aa,
der hat die Berg so guat gekennt, wiar i.«
Sie blickte in die Weite, ganz verklärt
vom sanften Glück des lieblichsten Erinnerns,

und wandt' zum Gehen sich mit kurzem Gruß.
Doch plötzlich hielt sie an. Die lichten Augen
erglänzten wild und stoben Zornesfunken.
An uns vorbeigeschritten kam ein Knabe,
der in der Hand ein Schüßlein voll mit Beeren,
armsel'gen, halbgereiften trug. - »Du Lump«,
rief ihm die Alte zu, »kannsts nit derwartn,
daaß d'Erdbeer rot wer'n, muaßt di greani rupfn?«
Mit hoch erhobner Faust bedroht' sie ihn,
und ein gewaltig Fluchwort flog ihm nach,
als schleunig er und still die Flucht ergriff.
Dann aber ganz erregt von Schmerz und Grimm
sprach sie: »Dees is mei allerirgster Kumma,
wenns d'Erdbeer brockn ureif und kloanleizi.
Ma mirkts ja deutli, , s tuat der Pflanzen weh.
Sie wehrt si drum, was sie nur ko, die Armi,
just wier a Muatta um ihr liebis Kind,
do wenn die Frucht erst zeiti worn is,
geits's geduldi her; no jo, sie hat
das Ihre redli to, und denkt ihm halt:
Jetz werst der endli aa dein Frieden gunna!«

Da stockte sie und sah mich fragend an,
bestürzt beinah ob dieser Worte Sinn,
der dämmernd nur ihr zum Bewußtsein kam.

»Wo wohnens?« sprach sie hastig,
»in Sankt Zeno.«

»Da kimm i lei an nächstn Sunnta hin,
und Erdbeer bring i Ihna' solchi habens
no niemal koana gsegn. Bfüt Ihna Gott!«

Die Poesie stirbt nicht.

Bernardino Zendrini

Else Lasker-Schüler

Geboren am 11. Februar 1869 in Elberfeld
Gestorben am 22. Januar 1945 in Jerusalem

Else Lasker-Schüler wurde als Elisabeth Schüler in Elberfeld (Wuppertal) geboren. Sie wuchs mit fünf Geschwistern und ihren Eltern, Jeanette Kissing und Aaron Schüler, einem Privatbankier, auf. In der Familie galt sie als Wunderkind.

Im Jahr 1894 heiratete Else Schüler Jonathan Berthold Lasker und zog nach Berlin. 1899 brachte sie ihren Sohn Paul zur Welt. 1901 veröffentlichte sie ihren ersten Gedichtband *„Styx"*. Nach der Scheidung von ihrem ersten Mann im Jahr 1903 lernte sie im selben Jahr ihren zweiten Ehemann Herwarth Walden kennen, der die erfolgreiche expressionistische Zeitschrift *„Der Sturm"* herausgab. Lasker-Schüler entwickelte sich zu einer der bedeutendsten expressionistischen Lyrikerinnen im deutschsprachigen Raum – ihre Balladen wurden etwa regelmäßig im Radio vertont.

In den 1910er Jahren lernte Lasker-Schüler Karl Kraus über Herwarth Walden kennen, da Walden Kraus bei der Verbreitung der Zeitschrift Die Fackel in Deutschland bzw. in Berlin unterstützte. Das Berliner Büro vom Verlag Die Fackel befand sich bei Walden, wodurch die beiden in intensivem Briefwechsel standen, an dem auch Lasker-Schüler beteiligt war. Kraus schätzte Lasker-Schüler als Dichterin, regelmäßig trug er etwa ihre

Gedichte bei seinen Vorlesungen vor. Als ihr stärkstes Werk empfand er das Gedicht „Ein alter Tibetteppich" – Lasker-Schülers bis heute bekanntester Text. Im Jahr 1912 ließ sich Lasker-Schüler von Walden scheiden, woraufhin sie in finanzielle Schwierigkeiten geriet, da sie die Schulgebühren ihres Sohnes nicht mehr zahlen konnte. Kraus versuchte, der Dichterin durch einen Spendenaufruf in seiner Zeitschrift *„Die Fackel"* 1913 zu helfen. Wenige Jahre später verstarb ihr Sohn Paul an Tuberkulose, weshalb die Schriftstellerin in eine tiefe Krise stürzte.

Der Briefwechsel zwischen Lasker-Schüler und Kraus zeigt eindeutig, dass sie auch nach der Scheidung von Walden und trotz kleinerer Differenzen das gegenseitige Interesse aneinander nicht verloren. In Wien dürften sich die beiden häufig begegnet sein, da Lasker-Schüler regelmäßig zu Lesungen eingeladen wurde, die unter anderem im großen Saal der Hofburg stattfanden. Ähnlich wie Kraus Lasker-Schüler und vor allem ihre Dichtung verehrte, schätzte die Schriftstellerin wiederum Kraus sehr, was sich unter anderem in ihrem Kraus-Essay widerspiegelt. Sie verlieh ihm außerdem den Kosenamen Dalai Lama, auch wenn dieser Kraus dies eher missfiel. Im Jahr 1938 wurde Lasker-Schüler die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt. Nach einer Reise nach Palästina 1939 wurde ihr die Rückreise in die Schweiz, wohin sie 1933 geflohen war, nicht mehr erlaubt. Sie blieb in Israel und lebte in Jerusalem, wo sie 1945 verstarb.

Quelle: ***Geschichtewiki Wien***

Mein blaues Klavier

Ich habe zu Hause ein blaues Klavier
Und kenne doch keine Note.

Es steht im Dunkel der Kellertür,
Seitdem die Welt verrohte.

Es spielten Sternenhände vier -
-Die Mondfrau sang im Boote-
Nun tanzen die Ratten im Geklirr.

Zerbrochen ist die Klaviatür...
Ich beweine die blaue Tote.

Ach liebe Engel öffnet mir
-Ich aß vom bitteren Brote-
Mir lebend schon die Himmelstür-
Auch wider dem Verbote.

Herzkirschen waren meine Lippen beid'

Ach, ich irre wie die Todsünde
Über wilde Haiden und Abgründe,
Über weinende Blumen im Herbstwind,
Die dicht von Brennesseln umklammert sind.

Herzkirschen waren meine Lippen beid' ...
Ich suchte ihn im Abend, in der Dämmerung früh,
Und trank mein Blut und meine Süßigkeit.

Der Schatten, der auf meiner Wange glüht,
Wie eine Trauerrose ist er aufgeblüht
Aus meiner Seele Sehnsuchtsmelodie.

Mein Herz ruht müde

Mein Herz ruht müde
Auf dem Samt der Nacht
Und Sterne legen sich auf meine Augenlide ...

Ich fließe Silbertöne der Etüde -
Und bin nicht mehr und doch vertausendfacht.
Und breite über unsere Erde: Friede.

Ich habe meines Lebens Schlussakkord vollbracht -
Bin still verschieden - wie es Gott in mir erdacht:
Ein Psalm erlösender - damit die Welt ihn übe.

Eifersucht

Denk' mal: wir beide
Zwischen feurigem Zigeunervolk
Auf der Haide.
Ich zu deinen Füssen liegend,
Du, die Fiedel spielend,
Meine Seele einwiegend
Und der brennende Steppenwind
Saust um uns!

... Aber die Mariennacht verschmerz' ich nicht ...
Die Mariennacht!
Da ich dich sah
Mit der Einen ...
Wie duftendes Schneien
Fielen die Blüten von den Bäumen.
Die Mariennacht verschmerz' ich nicht ...
Die blonde Blume in deinen Armen nicht!

Zur Kindheit

Wir wollen wie der Mondenschein
Die junge Frühlingsnacht durchwachen.
Wir wollen wie zwei Kinder sein!
Du hüllst mich in dein Goldhaar ein
Und lehrst mich so wie du zu lachen.

An deiner reinen Mädchenbrust
Entflieht der Fluch aus meinem Leben.
Zum Kampfe hab' ich jung gemußt.
Ich sehnte mich nach Kinderlust
Und niemand konnte sie mir geben.

Ich sehnte mich nach Mutterlieb'
Und Vaterwort und Frühlingsspielen.
Den Fluch, der mich durchs Leben trieb
Begann ich, da er bei mir blieb
Wie einen treuen Feind zu lieben.

Die Bäume prangen seidenfein
Und Liebe duftet von den Zweigen.
Du mußt mir Vater und Mutter sein
Und Frühlingsspiel und Schätzelein
Und – ganz mein Eigen ...

Karl Kraus

Im Zimmer meiner Mutter hängt an der Wand ein Brief unter Glas im goldenen Rahmen. Oft stand ich als Kind vor den feinen pietätvollen Buchstaben wie vor Hieroglyphen und dachte mir ein Gesicht dazu, eine Hand, die diesen wertvollen Brief wohl geschrieben haben könnte. Darum auch war ich Karl Kraus schon wo begegnet – – in meinen Heimatjahren, beim Betrachten der kostbaren Zeilen unter Glas im goldenen Rahmen. Den Brief hatte ein Bischof geschrieben an meiner Mutter Mutter, ein Dichter. Blau und mild waren seine Augen, und sanftbewegt seine schmalen Lippen und sein Stirnschatz wohlbewahrt, wie bei Karl Kraus; der trägt frauenhaft das Haar über die Stirn gekämmt. Und immer empfangen seine Augen wie des Priesterdichters Augen gastlich den Träumenden. Immer schenken Karl Kraus' Augen Audienz. Ich sitze so gerne neben ihm, ich denke dann an die Zeit, da ich den Schreiber des Briefes hinter Glas aus seinem goldenen Rahmen beschwor.

Heute spricht er mit mir. Ich bewundere die goldgelbe Blume über seinem Herzen, die er mir mit feierlicher Höflichkeit überreicht. Ich glaube, sie war bestimmt für eine blonde Lady; als sie an unseren Tisch trat, begannen seine Lippen zu

spielen. Karl Kraus kennt die Frauen, er beschaut durch sie zum Denkvertreib die Welt. Bunte Gläser, ob sie fein getönt oder vom einfachsten Farbenblut sind, behutsam behütend, feiert er die Frau. Verkündet er auch ihre Schäden dem Leser seiner Aphorismen – wie der wahre Don Juan, der nicht ohne Frauen leben kann, sie darum haßt – im Grunde aber nur die Eine sucht.

Ich begegne Karl Kraus am liebsten unter »kriegsberatenen Männern«. Seine dichterische Strategie sind Strophen feinster Abschätzung. Ein gütiger Pater mit Pranken, ein großer Kater, gestiefelte Papstfüße, die den Kuß erwarten. Manchmal nimmt sein Gesicht die Katzenform eines Dalai-Lama an, dann weht plötzlich eine Kühle über den Raum – Allerleifurcht. Die große chinesische Mauer trennt ihn von den Anwesenden. Seine chinesische Mauer, ein historisches Wortgemälde, o, plastischer noch, denn alle seine Werke treten hervor, Reliefs in der Haut des Vorgangs. Er bohrt Höhlen in den Samt des Vorhangs, der die Schäden verschleiert schwer. Es ist geschmacklos, einen Papst zu hassen, weil sein Raunen Flüsternde stört, weil sein Wetterleuchten Kerzenflackernden heimleuchtet.

Karl Kraus ist ein Papst. Von seiner Gerechtigkeit bekommt der Salon Frost, die Gesellschaft Unlustseuche. Ich liebe Karl Kraus, ich liebe diese Päpste, die aus dem Zusammenhang getreten sind, auf ihrem Stuhl sitzen, ihre abgestreifte Schar, flucht und sucht sie. – Männer und Jünglinge schleichen um seinen Beichtstuhl und beraten heimlich, wie sie den grandiosen Zynismusschädel zu Zucker reiben können. O, diese Not, heute rot – – morgen

tot! Unentwendbar inmitten seiner Werkestadt ragt Karl Kraus ein lebendiges, überschauendes Denkmal. Er bläst die Lufttürme um und hemmt die Schnellläufer, den Königinnen mit gewinnendem Lächeln den Vortritt lassend. Er kennt die schwarzen und weißen Figuren von früher her von neuem hin. Mit ruhiger Papsthand klappt er das Schachbrett zusammen, mit dem die Welt zugenagelt ist.

www.sprache-als-leib-des-geistes.de

Die Dichtung ist die Größte der Brücken,
die aus dem Jenseits in das Diesseits führen.

Paul Ernst